

Illustriertes Sonntags-Blatt

ZUR
Amtlichen Caunus-Zeitung.

1915. * Nr. 33

Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. S.

Aus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.
 (Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

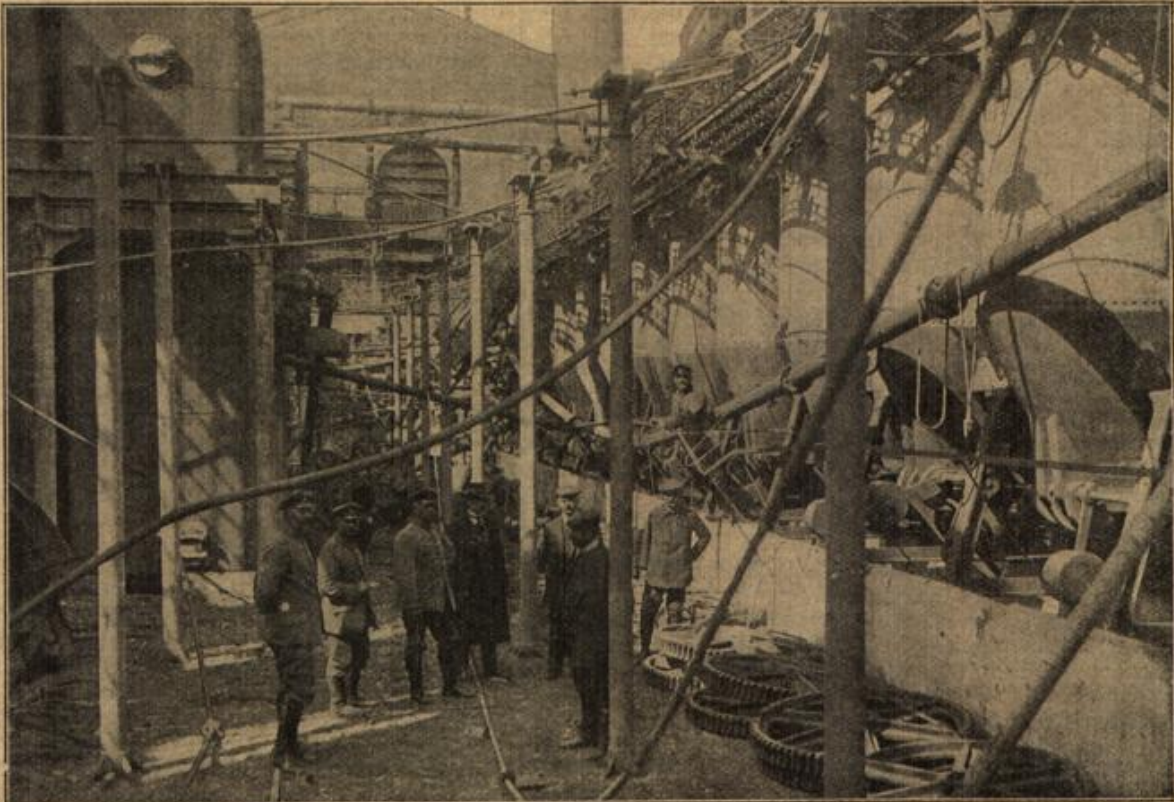
Wengern lachte. „Das Klettern bin ich gewöhnt von Bayern her. Wann treffe ich Sie zu Hause? Da wir Bundesgenossen sind, erscheint es mir wünschenswert, daß Sie bei der Unterredung zugegen sind.“
 „Um ein Uhr kehre ich aus dem Bureau zurück.“
 „Schön, ich werde Ihnen zu Werner telephonieren, welchen Tag ich abkömmlich bin.“ — —
 Die Gäste brachen auf. — Margarete empfahl sich. Wengern legte ihr den Abendmantel um und folgte ihr auf die Straße. „Mein Wagen wartet auf mich,“ sagte er, „gestatten Sie, daß ich Sie nach Hause bringe, Baronesse.“
 „Gern.“ Sie nahm ohne Zimperlichkeit an. Das gefiel ihm.
 „Auf Wiedersehen“, sagte Wengern, ihr die Wagentüre öffnend.
 „Auf Wiedersehen“, entgegnete auch sie herzlich.
 Sie freuten sich beide über das Wort.

Margarete mußte viel von der Gesellschaft bei Werners erzählen. Den Sanitätsrat erwähnte sie nur kurz, die mädchenhafte Scheu ließ es nicht zu, von dem zu sprechen, das ihr tiefstes, zarrestes Empfinden berührte.

Es vergingen mehrere Tage. Margarete lauschte oft auf, wenn die Klingel des Telephons in dem Bureau ertönte, aber es waren immer nur geschäftliche Besprechungen. Daß Wengern sein Wort nicht halten werde, glaubte sie keinen Augenblick. „Der hält, was er einmal verspricht“, dachte sie in festem Vertrauen.
 Gerade eine Woche nach dem Fest, kurz vor Schluß des Bu-

reaus schellte es wieder. — „Sie werden gewünscht, Baronesse“, sagte der an das Telephon geeilte Kommiss.
 Wie schnell ihr Herz pochte. Nun stand sie vor dem Apparat.
 „Hier, Fräulein von Stetten.“
 „Grüß Gott“, tönte es zurück mit der Wengern vertrauten bayerischen Mundart, die Margarete so wohl gefiel.
 „Ich komme morgen um eins zu Ihnen.“
 „Besten Dank, auf Wiedersehen.“
 „Auf Wiedersehen“, tönte es zurück.
 Ruhig ging sie auf ihren Platz und beendete einen französischen Brief. Dann ging sie heim. Bei dem herrlichen Winterwetter legte sie den weiten Weg zu Fuß zurück. Sie mußte ihren beiden Lieben eine kleine Freude bereiten und kaufte für Tante Dörtychen ein warmes Kopftuch, für Hilde eine Schachtel Bralines und sich selbst einen kleinen Blumenstrauß. Es trieb und blühte in ihrem Herzen wie nahender Lenz.

Hilde ward in das Komplot gezogen. Dann erwartete Margarete voll heimlicher Ungeduld den kommenden Tag. Wie lang erschienen ihr die vierundzwanzig Stunden. Sie kam etwas früher aus dem Bureau, ordnete noch einiges im Zimmer und stellte einen Topf mit blühenden Hyazinthen auf den Tisch.
 Hilde kam später. Tante Dörtychen saß mit dem Augenschirm in der halbdunklen Stube. Sie hatte eine grobe Häfelarbeit in den Schoß sinken lassen und die weißen, wellen Finger darüber verschlungen.
 „Nun, Tantchen,“ sagte Margarete munter, „wie geht's heute?“
 Das alte Fräulein seufzte.
 „Kindchen, es geht alle Tage mit dem Sehen schlechter“, antwortete sie. „Wenn ich nur nicht ganz blind werde!“



Die Ruinen der Zuckersabrik in Przeworsk, Ostgalizien, die die Russen am Morgen ihres Rückzuges in vandalscher Zerstörungssucht in Brand steckten.

Margarete sah, daß jetzt der rechte Moment gekommen war, um zu sprechen. Sie beugte sich zu der alten Dame nieder und ergrieff ihre Hand.

„Tante,“ sagte sie, „ich will dich auf den Besuch vorbereiten, den wir gleich bekommen werden.“

„Einen Besuch?“ fragte Dörtchen erstaunt.

„Ja, liebe Tante, der Sanitätsrat Wengern wird kommen, um nach deinen Augen zu sehen.“

„Wie kommt der berühmte Arzt dazu, Gretchen?“

„Ich habe ihn darum gebeten. Horch, da schellt es schon; er ist da!“

Sie eilte in das Vorzimmer und öffnete. Wengern stand vor ihr.

„Ich bin pünktlich, nicht wahr, gnädiges Fräulein?“

„Ja, ich erwartete Sie schon“, versetzte Margarete.

Sie schüttelten sich die Hände.

„Weiß Ihre Tante von unserem Komplott?“

„Eben habe ich's ihr gesagt. Bitte, Herr Baron, folgen Sie mir.“

Wengern warf einen raschen Blick auf seine Umgebung. Trotz der einfachen Möbel sah es recht behaglich aus.

„Liebe Tante,“ sagte Margarete, „hier ist der Herr Sanitätsrat.“

Wengern trat auf die Tante zu. In der freundlichen Art, in der er ihr Mut zusprach, lag etwas so Vertrauenerweckendes, daß das alte Fräulein alle Scheu verlor. Er setzte sich neben sie und erkundigte sich nach den Symptomen der Krankheit. Dann entfernte er den Augenschirm und nahm eine gründliche Untersuchung der Augen vor. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte Margarete seinen Bewegungen.

„Ist es sehr schlimm?“ fragte Tante Dörtchen ängstlich.

„Um, das hoffe ich nicht“, versetzte Wengern ermutigend.

„Aber ich müßte Sie einige Zeit behandeln. Sie müssen in meine Klinik kommen — morgen schon, wenn ich bitten darf, denn später dürfte das freie Zimmer vergeben sein.“

Nach einigen Ausreden willigte Tante Dörtchen ein.

Der Sanitätsrat blieb noch ein Viertelstündchen bei den Damen und plauderte mit ihnen. Seine frische, männliche Art gefiel der Leidenden, und sie sagte, als er fortging, zu Margarete:

„Das muß ein guter Mensch sein! Wie freundlich hat er mir Mut zugesprochen! Ich begeben mich voll Vertrauen auf Besserung in seine Hände.“

Am Morgen des folgenden Tages fuhr Margarete mit der Tante in die Uhlandstraße, wo die Klinik Wengerns lag. Es war ein schönes, großes Gebäude mit hohen, hellen Zimmern, und es war Raum für siebzig Patienten darin. Der Sanitätsrat mußte gerade eine Operation gehabt haben; er trug noch den weißen Kittel, als er die Damen begrüßte.

„Entschuldigen Sie, bitte, meine Dienstuniform“, sagte er scherzend. Dann wies er ihnen ein hübsches Zimmer an, ließ die grünen Vorhänge herab und ging.

„Ich werde erst in einer Stunde wieder nach Ihnen sehen,“ sagte er, „es gibt heute viel zu tun, meine Damen.“

Gern wäre Margarete ganz bei der Tante geblieben, aber ihre Arbeit rief sie. Sie versprach, alle Tage zu kommen, auch Hilde wollte dies tun.

„Alle Tage werde ich Wengern sehen“, dachte Margarete, als sie eilig ihr Bureau aufsuchte, „alle Tage.“

Diese Worte begleiteten sie bei der Arbeit. Sie klangen ihr in den Ohren beim Schreiben der Geschäftsbriefe, beim Eintragen der trodnen Zahlen.

An diesem ersten Tage ging sie nicht Tante Dörtchen zu besuchen, obgleich es sie mächtig hinzog, aber am nächsten Abend begab sie sich nach der Klinik. Sie fand die Tante allein.

„Wie schade, Kindchen, eben ist der Sanitätsrat fortgegangen“, begrüßte das alte Fräulein die Nichte.

Margarete fühlte sich enttäuscht; sie hatte gehofft, ihn zu sehen.

„Was meint er betreffs deiner Augen?“ fragte sie.

„Es ist eine langwierige Sache, Kind, ich werde wohl längere Zeit hier bleiben müssen; aber gottlob, es ist nichts Schlimmes. Wengern verspricht zuversichtlich, daß ich ganz gesund und auch wieder gut sehen werde.“

„Wie herrlich!“ rief Margarete erfreut.

Sie blieb ein Stündchen. Dann küßte sie die Tante und versprach, morgen um dieselbe Zeit wiederzukommen.

„Ob ich ihn dann sehen werde?“ dachte sie.

Ja, sie sah ihn. Er stand im Wartezimmer und sprach mit dem Assistenzarzte. Als er Margarete erblickte, trat er auf sie zu und begrüßte sie. Er bestätigte das, was Tante Dörtchen gesagt und folgte Margarete in das Zimmer. Sonst hatte er um diese Zeit schon die Klinik verlassen. Sie ahnte nicht, daß er ihretwegen geblieben war. Er wußte, daß ihr Bureau erst um sieben Uhr geschlossen wurde, und es trieb ihn, sie wiederzusehen.

So trafen sie sich in den nächsten vierzehn Tagen jeden Abend, und Tante Dörtchen lächelte still vor sich hin. Sie, die selbst nie

unworbene war, die nie geliebt hatte, sah sie mit seinem Lächeln, daß diese beiden Menschen sich gut waren.

Nach drei Wochen meinte Wengern, daß die Augenentzündung fast gehoben wäre und nach einer weiteren Woche hoffte er, seine Patientin entlassen zu können. Auch Hilde hatte er kennen gelernt. In ihrer frischen Natürlichkeit gefiel auch sie ihm, aber er ward es sich täglich mehr bewußt, daß er die ältere Schwester liebte, nicht mit jener ersten überschäumenden Liebe des Jünglings, nein, mit der ganzen Kraft eines Mannesherzens.

Und am letzten Tage fand sich Gelegenheit, es ihr zu sagen. Das Wartezimmer war leer. Margarete sollte am andern Morgen die Tante nach Hause holen, die nun wieder ganz hergestellt war und deren Augen jetzt hell blickten.

Ehe Margarete die Klinik verließ, wollte sie Wengern noch für alle seine Fürsorge und Güte bei der Behandlung Tante Dörtchens danken. Etwas besangen pochte sie an die Tür des Sprechzimmers.

Er sah an seinem Schreibtisch und schrieb einen Brief.

„Herein!“ rief er.

Sie stand zögernd auf der Schwelle.

„Ich möchte nicht stören“, fiel es leise von ihren Lippen.

„O, bitte sehr, Baronesse, das ist durchaus nicht der Fall.“

Er bot ihr einen Stuhl und wehrte ihren dankenden Worten.

„Es ist für mich immer ein Festtag, wenn ich einen meiner Patienten geheilt entlassen kann,“ sagte er, „und Ihr Fräulein Tante ist vollkommen von ihrem Uebel befreit.“

Margarete stand auf und wollte sich verabschieden.

„Nein, so dürfen Sie nicht von mir gehen,“ sagte Wengern, „ich habe Ihnen etwas zu sagen. Es ist in mir emporgeblüht in dieser Zeit unseres täglichen Sehens, es hat mich übermannt! Heute will ich Klarheit haben. Schon beim ersten Kennenlernen — vor einem Jahre im Bureau Werners, haben Sie tiefen Eindruck auf mich gemacht. Später lernte ich Sie bei Ihrem Chef näher kennen, und die letzten Wochen haben mir die Gewißheit gegeben, daß ich Sie liebe. Ich habe schon eine Frau gehabt, der meine erste junge Neigung gehörte. Ich habe sie nach kurzem Eheglück verloren und nicht geglaubt, daß ich noch einmal an eine zweite Heirat denken könnte. Die Liebe, die ich für Sie hege, ist die des reifen Mannes, fest und treu! Welche Antwort können Sie mir geben?“

Er wollte ihre Hände ergreifen und sie an sich ziehen. Sie wehrte es ihm, dann sagte sie:

„Auch ich habe einen Jugendtraum gehabt. Ich war zwei Jahre verlobt und hielt für lauterer Gold, was Flitter war. Ich löste die Verlobung mit einem Manne, der meine Liebe nicht verdiente; hier haben Sie mein Geständnis!“

„Und das sollte mich hindern, Sie zu fragen, ob Sie meine Frau werden wollen, Margarete?“

Wie zärtlich er ihren Namen aussprach!

„Es gibt noch etwas, das ich Ihnen sagen muß“, begann sie zaghaft. „Es wird uns vielleicht trennen, aber ich bin Ihnen volle Wahrheit schuldig.“

Sie berichtete alles über Berns trauriges Geschick; ihre Augen waren voll Tränen, als sie schloß: „Sie wissen jetzt alles.“

„Und das sollte mich hindern, Sie zu lieben, Ihnen meinen Namen zu geben!“ rief Wengern leidenschaftlich. „Das wäre kein Gedacht! Margarete, das trauen Sie mir nicht zu! Sie schütteln den Kopf. Halten Sie ihn nicht gesenkt! Sehen Sie mich an und fassen Sie meine Hand; die streckt sich nach Ihnen aus, um die Ihre zum Bund fürs Leben nicht mehr zu lassen!“

Sie hob die Wimpern, sie blickte selig in sein schönes, bewegtes Gesicht; die Worte versagten.

Aber er verstand sie auch so. Mit einem leisen Jubellaut zog er die Bitternde an seine breite Brust.

Das Urteil Frau von Holterns, der Tochter des Wernerschen Ehepaars, war leider nur allzu wahr. Meta von Streblin war so, wie sie geschildert wurde. Diese Ansicht herrschte unter den Damen des Regiments; sie teilte sich auch den Männern mit.

So schnell sich Hans die kameradschaftliche Freundschaft seiner Waffenbrüder gewann, so schneidig und pflichttreu er im Dienst war, dadurch die Anerkennung seiner Vorgesetzten erringend, so wenig war Meta beliebt. Sie trat mit großer Annäherung und Sicherheit auf. Ihr auffallendes Äußeres, ihr lautes Benehmen paßten nicht zu dem feinen Ton, der in dem Kreise herrschte, in dem sie jetzt lebte. Sie erfuhr manche Zurücksetzung und beklagte sich bei ihrem Mann darüber.

„Ich weiß auch, warum dies der Fall ist,“ sagte sie erbittert, „sie sehen nicht über die Schulter an, weil ich nicht von Adel bin.“

„Nein, Meta,“ entgegnete Streblin, „das stimmt nicht.“

„Wieso?“ fuhr sie gereizt auf.

„Frau von Holtern und die Frau des Rittmeisters von Angerm stammen, wie du, aus bürgerlichen Kreisen. Sie nehmen eine hochgeachtete Stellung ein und sind wahre Damen.“

„Damit willst du sagen, daß ich es nicht bin. Nun, dafür habe ich das Geld.“

Immer hielt sie ihm den Reichtum ihres Vaters vor. Er schwieg verlegt, nahm Mähe und Degen und ging zum Dienst. Wie bitter rächte es sich an ihm, daß er bei der Heirat die Berechnung hatte gelten lassen und ohne rechte Liebe die Ehe eingegangen war. Im anstrengenden Dienst, in der bis zur Ermüdung erfüllten Pflicht suchte er zu vergessen. Wenn er heimkehrte, war Meta oft nicht da. Sie war nach Berlin zu den Eltern gefahren, wo sie einige Tage blieb. Sie beklagte sich dann über ihren Mann. Mama Gerstner gab ihrer Tochter recht. Sie machte ihrem Schwiegersohn Vorwürfe. Lange ertrug er es, bis ihm die Geduld riß und es zu einer Szene zwischen ihm und Frau Gerstner kam.

Papa Gerstner schwieg; er stand zu sehr unter dem Pantoffel. Das sehr reichliche Monatsgeld, das er seiner Tochter gab, wollte nicht langen. Meta überließ alles den Leuten und kümmerte sich nicht um den Haushalt. Wenn ihr Mann sie darum bat, entgegnete sie, daß sie nicht geheiratet habe, um in der Küche zu stehen. Das brauche sie nicht; und wenn das Geld nicht reiche, dann brauchte sie ja nur den Vater um einen Extrazuschuß zu bitten, er würde ihn ihr geben.

„Nein, das will ich nicht!“ brauste Hans auf. „Du mußt sehen, wie du auskommst.“

Sie schmolte und sprach den ganzen Tag in gereiztem Ton. Allmählich wurde Streblin sein Haus verläßt. Er ging ins Kasino zu den Kameraden; dort hatte er wenigstens für einige Stunden Ruhe.

„Armer Kerl“, dachten die Offiziere bedauernd. „So jung verheiratet, bleibt man doch eigentlich daheim; es muß ihm in seinen vier Wänden nicht behagen.“

Neuerdings war die Laune Metas noch schlechter geworden. Sie fühlte Mutterhoffnung und das, was sonst eine junge Frau mit erwartungsvollem Glück erfüllt, verstimmt sie. Ihre eleganten Toiletten mußte sie jetzt forthängen und sich mehr im Hause halten; die Fahrten nach Berlin fielen weg, da sie sich recht unwohl fühlte. Mit schonender Rücksicht umgab ihr Mann sie, leitete ihr Gesellschaft und suchte sie zu zerstreuen. Aber sie sah es nicht ein und verlangte nach der Mutter. Diese kam dann auch oft, und wenn Hans die beiden sich so Ähnlichen zusammen mußte, war er davon überzeugt, daß es über ihn herging. —

Im März stand die Verlobungsanzeige Margareten mit dem Sanitätsrat von Wengern in der Zeitung.

Lange starrte Streblin darauf hin, und sein Herz zog sich zusammen.

Auch Meta hatte die Annonce gelesen. Lauernd beobachtete sie an diesem Tage ihren Gatten.

„Du, sieh doch, was hier steht“, sagte sie und hielt ihm das Blatt hin.

„Ich habe es schon gelesen“, erwiderte er kurz.

„Deine Verlassene macht, trotzdem sie arm wie eine Kirchenmaus ist, eine gute Partie. Freue dich doch!“

Er schwieg und wandte sich dem Fenster zu.

„Ich glaube wahrhaftig, es tut dir leid“, höhnte Meta. „Du siehst ja aus, als sei dir die Petersilie verregnet, weil die Person heiratet.“

Ihre burleske Art ärgerte ihn.

„Spare deine unpassenden Bemerkungen“, sagte er, sich mühsam beherrschend, obgleich sein Blut kochte.

„Ich werde sagen und tun, was mir beliebt“, schmolte sie.

„Zedenfalls verbitte ich mir, daß du Fräulein von Stetten eine Person nennst. Sie ist eine feine, vornehm denkende Dame, die —“

„Die dir den Lauspaß gab“, lachte Meta. „Nun, und da war ich gut genug, daß du mich an ihre Stelle setztest. Ich denke, du kannst dir zu dem Tausch gratulieren.“

Er ging hinaus. Jedes ihrer unartigen Worte traf ihn bis ins Innerste. Er empfand die Wahrheit darin. Hatte er sich nicht verkauft? Hatte er sein Los nicht selbst verschuldet?

Ja, es waren schwere Ketten, die er trug. Sie flirrten bei jedem Schritt und nahmen ihm Freude und Selbstachtung. An diesem Tage machte er einen weitenritt. Er mußte sich körperlich ermüden, um abends todmatt auf sein Bett zu sinken und zu schlafen.

Meta telephonierte ihrer Mutter; sie bat sie zu kommen und einige Tage bei ihr zu bleiben.

Streblin mußte dies schweigend dulden.

Zu Ostern machte Wengern sich frei, und das Brautpaar reiste in Begleitung Hildes und Tante Dörtchens nach Pfenruh.

Es ging dem alten Fräulein gut; sie konnte nicht genug Dankbarkeit dem Retter in der Not beweisen.

Wengern verbrachte oft die Abende bei seiner Frau. Sie verlebte schöne Stunden des Besammenseins und gewannen sich immer lieber.

Bei dieser zweiten Verlobung hatte Margarete ein Gefühl des Geborgenseins, das ihr während ihrer Verlobungszeit mit Streblin meist gefehlt hatte. Nun stützte sie sich auf den starken Arm eines edlen Mannes. Früher war es ihr oft erschienen, als böte sie dem charakterlosen Hans Halt.

Einmal war sie zum Besuch bei Frau von Holtern in Potsdam gewesen, zu der sie sich sehr hingezogen fühlte. Die liebenswürdige junge Frau erwiderte diese beginnende Freundschaft herzlich.

Kurz vor der Villa sah Margarete Hans von Streblin wieder. Er ritt, vom Dienst kommend, nach Hause. Sager und ernst sah er aus. Als er sie erblickte, grüßte er; sie neigte leicht den Kopf. Er tat ihr doch leid — trotz allem.

Frau von Stetten war hocherfreut über die Verlobung ihrer Tochter, und als sie den Schwiegersohn kennen lernte, gewann er gleich ihr Herz. Ja, das war der passende Mann für ihr Kind; ihm konnte die Mutter freudig das Glück Margareten anvertrauen.

Bernd war zuerst etwas scheu gewesen, jedoch nach einer Aussprache mit Wengern über sein Mißgeschick verlor sich seine anfängliche Zurückhaltung, und auch er kam dem Schwager herzlich entgegen.

Es wurde beschlossen, daß die Hochzeit in aller Stille in Pfenruh stattfinden sollte, damit auch Bernd zugegen sein könne. Er hätte sich nicht dazu entschließen können, nach Berlin zu reisen. Er lebte in beständiger Furcht, jemandem von seinen früheren Bekannten zu begegnen, jemandem, der da sagte: „Ah! da ist der gewisse Stetten, der aus Mangel an Beweisen frei kam!“ Hier in dem weltfremden Erdenviertel war er dieser Gefahr weniger ausgesetzt.

Sobald Hilde ihr Examen als Lehrerin bestanden, sollte die Trauung der Schwester in der kleinen Dorfkirche stattfinden. Dann wollte das junge Paar die Hochzeitsreise nach Bayern und Tirol unternehmen.

Onkel Hugo hatte geschrieben, daß er mit Frau und Tochter nach Willehmen zu kommen gedenke, den Termin würde er erst später genauer angeben. Er bat Bernd, für die Instandsetzung des Herrenhauses zu sorgen und schloß mit den Worten:

„Ich freue mich, meinen beiden Damen die deutsche Heimat nach so langer Abwesenheit hoffentlich wieder lieb zu machen. Vielleicht bleiben wir für immer daheim.“

Diese Nachricht war Bernd recht fatal. Nun würde sich ein lebhafter nachbarlicher Verkehr zwischen Willehmen und den unliegenden Gütern anbahnen. Bernd fürchtete, mit hineingezogen zu werden; sein Einsiedlerleben mußte aufhören.

Frau von Stetten dagegen freute sich auf den Vetter und dessen Familie. Sie kannte Hugos Frau wenig, aber alles, was sie von ihr durch Brömmler gehört, war ihr sympathisch. —

Anfang April reiste Bernd's Mutter nach Berlin, während der Sohn einer Einladung zur Auerhahnbalz nach Kurland folgte. Es waren dort prachtvolle Wälder auf dem Gute des Baron Dersfeld, wo Bernd schon früher einmal wegen des Ankaufes der Pferde angenehme Tage verlebt hatte.

Obgleich die Kurländer russische Untertanen sind, haben sie sich die deutsche Sprache und Art trotz aller Russifizierungsversuche erhalten. Die große Gastfreundschaft auf den Rittergütern gefiel Bernd, ebenso das oft etwas derbe, kruzbrave Wesen der Herren. Die Damen waren gebildet und sehr liebenswürdig, echte deutsche Frauen und Mütter, die das heranwachsende Geschlecht trefflich erzogen und in der Hauswirtschaft Bescheid wußten.

Porjatten, das große Gut Baron Dersfelds, lag eine Tagereise von der Grenze entfernt, an der Ostsee, die ihre blauen Wogen über den weißen Sand rollte. Dersfeld war der Typus eines Kurländers vom alten Schlage. Er hatte nicht allzu viel gelernt, sich jung verheiratet und das vom Vater ererbte Gut übernommen, das unter seiner umsichtigen Bewirtschaftung emporblühte und gedieh.

Die Familie war zahlreich, wie es meist in den baltischen Provinzen der Fall ist. Der älteste Sohn Friß hatte nach beendeter Schulzeit zwei Jahre das Band der Sachsen in Göttingen getragen. Jetzt war er heimgekehrt und sein Vater wünschte, ihn nach Ostpreußen zu schicken, um dort die Landwirtschaft zu erlernen. Später sollte er das kleinere Gut Ladwilen übernehmen.

(Berthelung folgt.)

Der Spion.

Kriegserzählung von Hermann Dreßler-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

Seit die deutschen Heeresmassen an der Marne in ihrem Siegeszuge innehielten, um die große, entscheidende Hauptschlacht vorzubereiten, hatte man schon einige Male festgestellt können, daß wichtige geheime Meldungen in die Hände der

Feinde geraten waren. Zwar waren die Folgen dieser Spionetätigkeit stets noch rechtzeitig abgewendet worden, aber das Bewußtsein, jederzeit verraten werden zu können, machte die Herren im Hauptquartier doch etwas nervös.

Das mußte anders werden. Das neblige, stürmisch-regnerische Wetter, das seit etwa vierzehn Tagen herrschte, war der Tätigkeit der Spione freilich äußerst günstig. Aber es mußte der deutschen Gründlichkeit und Umsicht trotzdem gelingen, hinter das geheimnisvolle und völlig rätselhafte Abfangen strategischer Weisungen an die einzelnen Führer zu kommen.

Am selben Tage noch wurde Rittmeister Plöter beauftragt, mit einer starken Ulanenpatrouille der Angelegenheit nachzuspüren. Rittmeister Plöter hatte schon mehrfach durch Geistesgegenwart und Kühnheit große Fähigkeit bekundet.

Benige Stunden später galoppierte er mit einem Leutnant und zwölf Ulanen aus der kleinen französischen Stadt hinaus, in welcher das Hauptquartier aufgeschlagen worden war.



Französische Handgranatenverfer mit Schutzmästen.
(Nach französischer Darstellung.)

Der Regen überschüttete die braven Kerle kübelweise mit Wasser, daß es an den Satteltaschen in zwei Rinnalen zu Boden rann. Dazu war der Nebel so dicht, daß man kaum von einem Straßbaum zum andern sehen konnte. Man mußte zunächst im Schritt reiten, weil die Dorfstraßen noch nicht von den Trümmern und Leichen aus den Kämpfen der vergangenen Tage gesäubert waren.

Der Rittmeister benutzte die Zeit, seinen Reconnostrierungsplan aufzustellen. Er mußte zunächst die weit vorgeschobene Vorpostenkette erreichen und von hier aus das Terrain, das zwischen dem Hauptlager und der Postenaufstellung lag, absuchen.

Der Vorposten hatte strengen Befehl, kein lebendes Wesen durchzulassen. — Der Rittmeister versiel in tiefes Nachdenken.

Es war doch rein unmöglich, persönlich Nachrichten aus dem Lager dem Feinde zuzutragen. Der Generalstab hatte sein Sitzungszimmer in einem Schulhause aufgeschlagen. Während seiner Beratungen waren Türen und Eingänge scharf bewacht. Man hatte außerdem schon mehrfach das ganze Haus auf geheime Gänge und doppelwandige Mauern hin untersucht. In

diesem Kriege mußte man so mit dem Unmöglichsten und Romanhaftesten rechnen. Das hatten schon allerhand Vorkommnisse bei Beginn des Krieges in Belgien bewiesen.



Zur Befreiung Lembergs. (Mit Text.)

Sporen gab und fast rechtwinklig von der Landstraße abbog.

Die Patrouille folgte ihm. Man mußte sich dicht zusammenschließen, um sich in dem Nebel, der fast undurchsichtige Tücher über das Land ausbreitete, nicht zu verlieren.

Rittmeister Plöter rief den Leutnant an seine Seite. „Ich vermute, daß der Verrat auf telegraphischem Wege geschieht!“

Der Leutnant sah seinen Vorgesetzten ungläubig an.

Der ließ sich in seinen Gedankengängen nicht stören.

„Wissen Sie, wie weit wir in dieser Gegend etwa von der Feldtelegraphenanlage entfernt sind?“

„Die Leitung liegt hinter dem Walde von Dissier, nach dieser Richtung. Ich denke, daß wir sie in einer halben Stunde erreicht haben werden.“

„Hoffentlich gibt der Erfolg unsern Bemühungen recht.“

Sie ritten schweigend nebeneinander. Der Regen klatschte jetzt mit Peitschenhieben auf Mann und Pferd ein, und die Tiere hoben in dem aufgeweichten Boden mit den Hufen ganze Schollen aus. Man durchquerte ein Wäldchen, das auf einer Höhe lag, und ließ dann ein zerstörtes Dorf zur Linken liegen, aus dem noch brenzlicher Geruch aufschwelte.

Nach kurzer Zeit tauchte vor den scharfsvähenenden Blicken der Reiter als dünne Linie im grauen Nebel die Drahtleitung des



Der Übergang über das Stilfser Joch. (Mit Text.)

Feldtelegraphen auf, welche die Vorpostenhauptstation mit dem Lager verband. Man hatte die Masten diesmal in ziemlichen Entfernungen voneinander eingerammt, da man mit einer plötz-

Die Gedankengänge des Rittmeisters verloren sich nun in allerhand Vermutungen. Wenn niemand persönlich die Beschlüsse treffen konnte, dann war bloß eins möglich! — Ja, so muß es sein; Die Vermutung kristallisierte sich nun in seinem Kopfe mit solcher Schnelligkeit zur Überzeugung, daß er plötzlich seinem Pferd die



Gesamtansicht von Görz. (Mit Text.)

lichen und baldigen Verschiebung der Hauptmacht rechnen mußte. — Die Patrouille ritt an der Leitung entlang. An jedem Mast stand ein Mann in Wachstellung.

„Brave Kerls“, murmelte der Rittmeister. „Trotz des Wetters jeder an seinem Plaze!“ Er brachte seinen Braunen zum Stehen und fragte die Leute nach ihren Beobachtungen aus.

„Wie von der Welt abgeschnitten“, war meist die Antwort. „Außer ein paar aufgehenden Rebhühnern oder einem herrenlos gewordenen Hunde nichts zu sehen!“



Vorpostenpatrouille.

Ja, der Rittmeister entsann sich des Vorfalles.

„An welchem Mast war es?“

„Kann ich nicht genau angeben. Ich glaube, Mast Nummer zweihunderteinundvierzig.“

„So, so!“

Plöter ritt weiter. Er musterte scharf die Drahtleitung.

Der Schuß, der jenen armen Kameraden niedergestreckt hatte, konnte entweder der Ausdruck des leidenschaftlichen Rachebedürfnisses der Bevölkerung sein, oder er konnte auch in der Absicht abgegeben worden sein, irgend etwas an der Telegra-

phieleitung vorzunehmen. Dieselbe zu durchschneiden, hätte wenig Sinn gehabt. In kurzer Zeit hätte man die Unterbrechung bemerkt und den Schaden ausgebessert. Dann blieb nur das Genialste noch übrig, daß ein Zweigtabel angegeschlossen worden war, das zu irgendeinem verborgenen Empfangsapparat führte.

Die Kabelleitung konnte ja schon tagelang vor dem Anrücken der deutschen Heeresmacht angelegt worden sein. Um einen Anschluß an die Feldleitung herzustellen, genügt fünf Minuten, und dazu war dieses schon seit mehreren Tagen herrschende Nebelwetter ein sicherer Schuß für ein solches Vorhaben. Eben war er wieder an einem

Maste angelangt.

Der Posten nahm nun Stellung.

Plöter grüßte. „Welche Nummer?“

„Zu Befehl, Nummer zweihunderteinundvierzig.“

Der Rittmeister spähte an dem niedrigen Stamm hinauf und in seinen Augen leuchtete es. Dort, wo die Leitung ihre Windung um den Isolator schlang, war für den scharfen Beobachter ein zweiter Draht zu bemerken, der offenbar mit großem Geschick an dieser Stelle angeschlossen war.

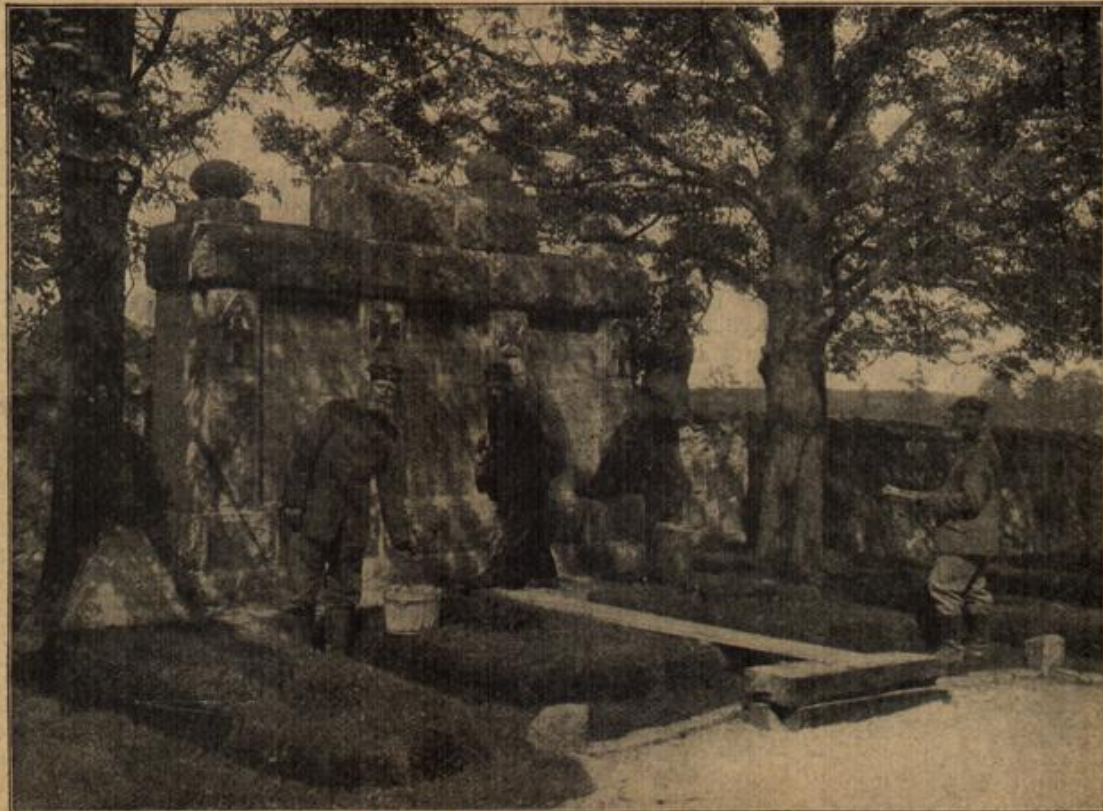
Plöter wollte das Zweigtabel in der ersten Aufwallung mit dem Degen durchschlagen. Aber rechtzeitig dachte er noch daran, daß diese plötzliche Unterbrechung der geschaffenen Verbindung für den Feind ja das beste Warnungszeichen sei. Und es galt doch, auch den Schöpfer dieses Spionagedienstes auszuheben.

Die
Berge
von der
Wien, 1
sich verhalten
In die
ist die
in unsere
sich verhalten
bis bis
Mittelpunkt



Jean Lahovary,

der frühere rumänische Minister des Auswärtigen t.
(Mit Text.)



Ein deutsches Kriegerdenkmal in Rußisch-Polen.

Errichtet von deutschen Feldgrauen auf den Gräbern ihrer Kameraden in Blotzowa.

Er ludete den Draht, der sehr unauffällig und gelblich am Wasse herabließ mit dem Degentwurf und sand zu seiner Überwindung, daß derselbe nach unten hin in die Erde verlief. Nun sprang er vom Pferde und hob vorsichtig den Draht aus dem löcherigen Boden heraus. Er lag nur wenige Zentimeter unter den Klaffen eingebettet und ließ sich durch Ziehen leicht auf einige Meter zutage fördern.

Er befahl einem Manen, sein begonnenes Werk fortzusetzen, und so folgte die Patrouille der gefundenen Spur.

Etwas zweihundert Meter selbsteinwärts gewahrte Plöter ein Scheunentor, das wie zufällig platt auf der Erde lag.

„Das hat keine Berechtigung, hier mitten auf freiem Felde zu liegen. Dahinter steckt etwas“, sagte er sich. — Er winkte einigen seiner Reiter, vom Pferde zu steigen und zu ihm zu eilen.

Dann hoben die Männer mit vereinten Kräften das Scheunentor auf und — siehe da — darunter war ein mehrere Kubikmeter enthaltener Raum ausgeworfen, in dessen einem Winkel der Spion saß mit Gewehr in Anschlag.

Mit einem Sprung war der Rittmeister in der Grube, schlug dem Franktireur die Waffe zur Seite und hielt ihm den Revolver vor, bis er gefesselt war.

„Glück zu!“ rief er. „Hier haben wir wirklich das Nest und den sauberen Vogel dazu!“

In einer Ecke war ein Empfangsapparat montiert, in den das Zweigabel endigte. Ein Käfig mit einer Anzahl Brieftauben, Mundvorrat auf mehrere Tage und einige vollene Dedes vollendeten die Ausrüstung dieser Spionenstation.

„Der Bursche hat die Sache wirklich genial eingefädelt“, sagte Rittmeister Plöter. „Ich wette mit, daß hier schon zehnmal Patrouillen vorbeigeritten sind, ohne etwas davon zu entdecken. Vermutlich hatte er alles schon im voraus hergerichtet, als unsere Truppen näherrückten, und jedenfalls liegen seine Nabel nach allen Seiten aus, von denen er dann dasjenige wählte, welches am direktesten auf unsern Feldtelegraphen zulief.“

Sie legten dem Burschen Stride um die Arme und führten ihn ab. — Von diesem Tage ab blieben die Maßnahmen der deutschen Truppen wieder geheim.

Die Brieftauben ließ man mit vorgetäuschten Meldungen aufsteigen und lodte auf diese Weise den Feind in neue Stellungen, in denen man ihn dann überraschte und vernichtete.

In den Pyrenäen.

Erlebnisse von S. Börgarth, Gotha. (Nachdruck verb.)

Am Kap Brebio ging es in ruhiger Fahrt vorbei; und mit Animmer ermüdender Sehnsucht weilt meine Blicke an den Berggipfeln der in gelblichgrüner Größe sich verschleibenden Gebirgsketten. Hier war Spanien, das sagenumwobene Land; das Land der Datteln und heiligen Ritter. Nach ihm stand mein ganzes Sinnen und Streben. Was konnte es schaden, dieses Land der schwirrenden, klirrenden Saiten, dieses Land fröhlichen, tapferen Sports aus eigener Anschauung kennen zu lernen?

So stand denn mein Entschluß bald fest, die geistbeengenden Fesseln des täglichen Frons abzustreifen. Nicht das erstemal war es, daß sich mein frisch wagender Geist über die Grenzen menschlicher Vorstellungen hinwegsetzte und dem übermäßigen individuellen Drang einer nach Freiheit und Licht ringenden Seele unwillkürlich folgte.

In Neo de Carra, am Fuße der steil und wuchtig aufstrebenden Pyrenäen, ließ die „Artona“ ihre Ketten durch die Klüften raffen, um aus der Neede vor Anker zu gehen, und schon am folgenden Morgen befand ich mich auf den verbotenen Pfaden des Flüchtlings.

Morgendämmerung. Langsam erlöschten die Sterne; langsam lichtet sich der dunkle Himmel, und die Zacken und Spitzen der Berge werden sichtbar. Die grauen Wolkenstreifen röten sich, und vor der Sonne her weht es kalt. Zu beiden Seiten des Weges fängt das Gras sich zu drehen und zu biegen an, bereift und wellenförmig, daß es aussieht wie Wasser, über das der Wind geht, und aus der Ferne tönt eine Morgenglocke. Das Leben beginnt sich zu regen; über die Straße, die noch fast nächtlich dunkel ist, kommt ein Wanderer daher. Er geht mit leichtem, sicheren Schritt, und wie der Wind ihm entgegenweht, öffnet er den Mantel mit tiefem Atemzug; auch in seinem Gesicht sieht man den Ausdruck der Erleichterung.

Entronnen! Befreit! Aus bestrickenden Banden zur einsamen Freiheit! Rechts von der Straße steigt schmal und weiß, wie eingeriht in den schwarzen Föhrenwald, ein Weg zum Gebirge auf. Dorthin wende ich mich.

Wie rein die Luft hier ist und wie heiter frisch! Ein Felsenpfad ist es; aber wie leicht es sich steigt, wenn man Ketten abgeworfen, von denen frei zu werden man schwach nur gehofft

hat! Setzen, die man schiebend getragen, mit elstaltlicher Wärme erst und dann mit Inneihendem Jörn der Klaven. Der Sieg, auf dem ich aufwärts klettere, ist ungepflügt, steiler mit jedem Schritt, vielleicht ist es gar kein Sieg — nur eine Wasserrinne, die der schmelzende Schnee in den Berg gerissen; vielleicht werde ich jählings vor einem Abgrund stehen, vor einer Felsenwand, wo es kein Zurück mehr gibt — einerlei — nur aufwärts!

Ich steige, steige. Ohne Ermüdung zu spüren; unkltere Klöße, die mir den Weg versperren wollen, ziehe mich mit den Händen an Felszacken hinauf; benutze Baumstämme, die gestürzt über gähnenden Schluchten liegen, als Brücken. Die Pulse gehen rascher und der Atem wird freier mit jedem Schritt.

Und jetzt bin ich auf dem Kamm und schaue hinunter in das gegenüberliegende Tal. Was sich da unten ausgebreitet, alle Niederungen mit brauem Nebel, alle Spitzen aufleuchtend in roter Glut: das ist Spanien! Und wenn es wahr ist — heute noch wahr, daß die Pyrenäen die Grenzscheide bilden, wo Europa, aufhört, dann habe ich das gefunden, was ich suchte: Weltflucht und Freiheit.

Unten zerreißen die Rebelschwaden. Ein Dächlein wird frei und noch eins. Ein Bergdorf hat sich hier in die Rinne geklemmt, weil der Fels Steine hergab für die Hütten und der Boden Gras für die Ziegen. Hier haufen Menschen; arm, einfältig und bedürfnislos. Zu ihnen möchte ich hinuntersteigen. Dieses öde, lerge Land sollte mir ein Paradies sein; das Paradies des letzten Schöpfungstages, in welchem Adam lebte; nackt, einsam, töricht.

Aber näher kommend, sehe ich, daß es mein Paradies nicht sein kann. Die Jäden greifen noch herüber und hinüber. Arbeiter gehen, Hauen geschultert, zum Straßenbau hinunter. Grenzwatchen sehen den Bauern in die Körbe, und am blauen Horizont schimmert die schwarze Wolke eines Fabriksschlots. In einem kleinen Wirtschaftshaus wird warmer Morgentasse ausgegossen für die ans Tagewerk Gehenden. Ich gehe hinein und laße mich an die dem duffenden Trunk; dann wandere ich weiter; ungewiß, doch fröhlich.

Wieder einen Berg hinauf; zur Einsamkeit und Wildnis. Eines Globetrotters Füße ermüden nicht so leicht. Die Wege sind kahl und schattenlos, und bald beginnt die Sonne zu brennen... Erst über die zweite Kuppe hinweg abwärts gehend, bemerkte ich wieder Baumwuchs, kahl und grau. Und hier auf diesem Plateau angelangt, sehe ich auch eine Hütte, ganz einsam in dieser Wildnis. Und doch war hier Leben gegenüber meiner Wanderung durch das Felsenmeer. Der Fels mit seltsam vorjüngender Gestaltung hatte selbst den Grundriß bestimmt; seine überhängende Wölbung bildete das Dach. So war das Haus lustig und groß geraten. Vor dem Hause standen ein Tisch und eine Bank, aus Baumstämmen roh gezimmert. Ich legte mich darauf und dehnte meine müden Glieder aus. Und sah um mich.

Aber mir wölbte sich Fels auf Fels; und im blutroten Schein der Sonne zog ein Adler seine Kreise. Oder war die Hütte eine der vielen, die oft verlassen in diesem armen Lande verfallen?

In Gedanken versunken, gewahrte ich plötzlich den Kopf einer Ziege; dann noch eine und wieder eine, und zuletzt den graumelierten Kopf eines Alten. Der Alte, mit hagerem, lederfarbener Gesicht und einer Wollbede über der Schulter, sah mich anscheinend nicht. Ich redete ihn an. Er war auch nicht sichtlich erstaunt über den Fremden. Der Angeredete deutete mit der Hand ans Ohr, daß er taub sei. „Ordon la madre“, sagte er und deutete ins Tal. Ich setzte mich wieder auf die Bank und dachte, Ordon wird wohl noch heraufkommen; und wenn's anders nicht ist, schlafe ich auf dieser Bank.

Der alte Mann war im Hause verschwunden, ohne sich um mich zu bekümmern. Im letzten Dämmerchein kam Mutter Ordon den Weg herauf. Sie war alt und verrunzelt, wie ihr Mann. Auf dem Kopfe trug sie einen Korb, in dem sie Käse und Feldfrüchte zu Tal gebracht hatte, und der jetzt mit Kräutern, Pilzen, Mehl u. a. m. gefüllt war. Ich redete Mutter Ordon deutsch und auch englisch an; zuletzt bediente ich mich meiner mangelhaften spanischen Sprachkenntnisse. Die Alte war zwar nicht so taub wie ihr Mann; aber sie verstand mich nicht. Erst nachdem ich ihr ein Beseta auf den Tisch legte und dazu die Geste des Schlafens machte, verstand sie mich. ... Und bald lag ich in Stroh und Dedes gebettet da.

Der matte Gebirgsmond strahlte mir so freundlich ins Gesicht, hinderte mich aber nicht, einzuschlafen.

Der Morgen kam heran. Froh und — erinnerungslos — sprang ich von meinem Lager — und sah um mich. — Solch ein Erwachen in neuer Umgebung ist schön, dachte ich mir; wenn es die Umgebung auch nicht ist. Ich ging weiter und sah in der Nähe einen Holzverschlag mit mächtigen eisernen Haken. Das muß die Garderobe sein, dachte ich mir. Und richtig, zu meinen Füßen stand eine große verzierte Waschkübel aus Porzellan. Weiß Gott, wie dieses luxuriöse Stück Möbel in die Berghütte kam.

Ein großes leinenes Sandluch hing über der Bettelue, dazu Stamm und Bürste, sowie ein Talschenspiegel, so groß wie meine Hand; das erste den raffinierten Luxus der Cottagesilla. Und erlebte ihn vollkommen. — Dann warf ich mir meinen großen Lodenmantel gegen die bergige Kühle um und frühstückte, Käse, Schrotbrot und Milch.

Verzierbild.



Wo ist die Schwester?

zernend, blinkend und blendend — das Meer. Da legte ich mich zur Ruhe nieder. Vor mir lag die weite Welt, und ich sah sie an ohne Verlangen . . .

So lebte ich in der Pyrenäen-Einsamkeit, ein einstiger großstädtischer Genußmensch, drei Wochen lang als Einsiedler. Drei Wochen lang ging ich zwischen Schluchten und Wänden entlang, ließ den eifigen Höhenwind um meine Schläfen streifen, rastete auf rauhem Stein, sah Adler ihre Kreise ziehen und fühlte mich wie ein Kind, das bei einem Schiffsbruch ganz allein am Leben geblieben ist, und nun fröhlich und wunschlos mit Muscheln spielt.

Doch eines Tages hatte ich mich satt gesehen an der unfruchtbaren Größe ewigen Schnees, und mein ausgeruhter Geist hatte ein unbewusstes Verlangen nach Tätigkeit. Diese Freiheit, nach der meine Seele mich bis zur äußersten Grenze getrieben hatte, war nicht die Freiheit, die ich wähnte, die mich befriedigen konnte. Dort, wo die klaren Fluten des Mittelländischen Meeres die weit ins Meer ragende Mole von Neo de Carra oft frieblich, oft mit brausendem Getöse bespülen, wo laut rasselnde und surrrende Maschinen den mächtigen Leib der Schiffskörper entleeren, wo das Pfeifen und Dröhnen der Dampfsirenen die Luft durchschneidet, dort war nun das Ziel meiner Sehnsucht. . . .

Mit widerstrebenden Gefühlen schlich ich den so traut gewordenen Pfad nach der Hütte zurück. Allein vergebens suchte ich die Spur der guten alten Ordona und ihres Gatten. Ob sie im fernen Tale ihre Ziegen weideten oder wieder einmal die ferne Stadt mit ihrem Besuch beehrten, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Meine Gedanken dem Fahrwasser froher Hoffnungen überlassend, strebte ich meinem Ziele zu, nach Neo de Carra.

Wie leiten wir unsere Kinder zur Ordnung, Sparsamkeit und Sauberkeit an?

Ordnung, Sparsamkeit und Sauberkeit — diese drei Tugenden sind gleichsam die Legitimationspapiere, welche das Leben vom Menschen verlangt, um ihn ohne besondere Rippenstöße passieren zu lassen. Vom Vorhandensein und der Beschaffenheit dieser Ausweispapiere hängt es ab, welchen Platz man uns auf der Stufenleiter der menschlichen Achtung zuweist.

Ordnung, Sparsamkeit, Sauberkeit hängen allerdings auch in gewissem Grade von der Veranlagung ab, aber immerhin sind sie leichter als andere Tugenden durch eine gewisse „Dressur“ zu erwerben. Das Wort „Dressur“ zeigt uns den Weg, auf dem wir unserem Ziele zustreben müssen. Das Geheimnis dieser Dressur besteht, wie überall so auch hier, in möglichst frühem Beginn, großer Regelmäßigkeit und ständiger praktischer Anwendung des Beigebrachten.

Auf dieser Basis müssen sich die Erziehungsversuche zur Ordnung, Sparsamkeit und Sauberkeit aufbauen. Ordnung und Sauberkeit müssen dem Kinde schon vom ersten Lebenstage an

zu zur Gewohnheit werden, wie Essen und Trinken. Im ersten Lebensjahre werden die notwendigen Berrichtungen von den Erwachsenen mit unerschütterlicher Regelmäßigkeit besorgt werden, aber schon im zweiten Lebensjahre lerne das Kind, selbst diese Berrichtungen vorzunehmen. Unermüdlich werde es dazu angehalten, seinen Körper, seine Kleidung und sein Spielzeug ordentlich und sauber zu halten.

Natürlich schiebt das die gewissenhafte Oberaufsicht seitens des Erziehers nicht aus. Gänzlich verkehrt ist das übliche Verfahren, Mutter oder Diensthoten ausschließlich für die Körperreinigung und das Spielzeug sorgen zu lassen. Dadurch wird das Kind jeder Verantwortung dafür enthoben und glaubt, für etwaige Folgen sogar andere zur Rechenschaft ziehen zu dürfen. Wie häßlich ist es z. B., wenn der heranwachsende Schüler die Schuld für seine schlecht gepuhten Stiefel dem Dienstmädchen zuschiebt, oder der Badfisch für einen abgerissenen Knopf die Mutter verantwortlich macht. Je früher das Kind in dieser Beziehung selbst für sich sorgen muß, um so mehr wird sein Blick, seine Urteilskraft, sein Geschmac durch die stete Anwendung geschärft, und um so eher verspürt es die guten und nachteiligen Folgen seines Verhaltens am eigenen Leibe.

Ein guter Ansporn ist es, dem Kinde möglichst früh eigene Gebrauchsgegenstände zur alleinigen Benutzung zu übergeben. Das Bewußtsein des ausschließlichen Besitzes schärft das Gefühl der alleinigen Verantwortung. So wird ein Schränkchen oder ein Fach, das einem Kinde allein gehört, gewöhnlich sorgfältiger gehütet, als wenn mehrere Geschwister es gemeinsam benutzen. Man erspare auch dem Kinde gelegentlich nicht eine Beschämung, weil dies allerdings die bitterste, aber auch die heilsamste Bille ist.

Die Erziehung zur Sparsamkeit kann freilich erst in späterem Alter beginnen. Auch hier ist der einzige Weg der, dem Kinde selbst Geld in die Hand zu geben und ihm eine gewisse Freiheit in der Verfügung darüber einzuräumen. Feinlich fordere man aber das genaue Aufschreiben aller Einnahmen und Ausgaben, denn dieses ist die erste Grundlage einer vernünftigen Selbsteinteilung. Auch das System eines Voranschlags für einen kommenden Zeitabschnitt und vorheriger Einteilung der Gesamtsumme läßt sich schon im kleinen durchführen und gewöhnt an wohlüberlegtes Haushalten. Zweckmäßig scheint es, diese Aufzeichnungen hin und wieder zu kontrollieren, doch gebe man dabei nur freundschaftliche Bemerkungen und Ratichläge und hüte sich vor willkürlichem Eingreifen, denn das würde das Gefühl der freien Verfügung und der damit verbundenen alleinigen Verantwortung einschränken und vielleicht sogar zu Heimlichkeiten Veranlassung geben.

Praktische Bedeutung bekommt die Frage des Selbsteinteilens erst, wenn dem Kinde im entsprechenden Alter oder durch eigenen Verdienst größere Summen zugänglich gemacht werden. Dann heißt es sorgsam wachen, aber nur raten und leiten, niemals befehlen und erzwingen wollen, denn in reiferem Alter hat für die Charakterentwicklung nur das Wert und Bedeutung, was aus eigener Erkenntnis und eigener Erfahrung herauswächst.

Das gute Beispiel im Elternhause wird sein übriges dazu tun, aus den jungen Menschent Kindern saubere, sparsame und ordentliche Menschen heranzubilden.

Gertraud Westphal.

Soldatengrab.

Am Wegrand unterm Haselstrauch Schlaf wohl! Gottvater woe um dich
 Wölbt einsam sich ein Hügel, Den Glanz lichtvollen Lebens,
 Ein junger Reiter led und frank, Weint auch d'heim manch'Herz um dich,
 Hier sank er aus dem Sägel. Dein Blut floß nicht vergebens.

Das kleine Holzkreuz trägt den Helm, Aus taujend Kehlen spricht es rings,
 Die Lanze dicht daneben, Will alles jung verschönern, —
 Taufisch ein grüner Heidekrauz, Das Vaterland erblühet groß,
 Er krönt dies Heldenteben. Aus seinen Heldensöhnen.

Schlaf wohl! Und wenn bereinst
 Die Friedensgloden klingen, —
 Euch toten Brüdern sollen sie
 Ein helles Danklied singen!

Paul Hill.

Unsere Bilder

Zur Befreiung Lembergs. Mit ungeheurem Jubel wurde die Kunde von der Rückeroberung Lembergs am 22. Juni in ganz Österreich-Ungarn und Deutschland aufgenommen, bedeutet doch die Befreiung der Hauptstadt Galiziens auch die baldige Erldung des ganzen Landes von monatelanger Russenherrschaft. Lemberg, das ehemalige Leuenberg (Löwenberg, polnisch Lwow), liegt umgeben von einem Kranz von Hügeln am Rande der polodischen Hochebene. Die freundliche Stadt hatte bei Kriegsausbruch mehr als 200000 Einwohner und ist der Sitz dreier Erzbischöfe (römisch-katholischer, griechisch-katholischer und armenische Konfession). Wäle-

...den und ... deren ... Teil von den ...
... den regen ... und wissenschaftlichen ...
... die ... wurde von 4000 Studierenden be-
... In der Mitte des Landes gelegen, beherrscht Lemberg ein dichtes
... wichtiger Eisenbahnen und dadurch den Verkehr nach Kratau, Wien,
... Breslau, Kiew, Odessa, Czernowih, Jassy und Ungarn, was der Stadt
... auch strategisch eine besondere Bedeutung verleiht.

Von der österreichisch-italienischen Grenze. Durch Italiens Kriegs-
erklärung an Osterreich-Ungarn sind auch die Zugangsstraßen über die
Alpen in das allgemeine Interesse gerückt, unter anderen der Paß über
das Stiffler Joch an der österreichisch-italienischen Grenze. Das Stiffler
Joch ist der höchste fahrbare Alpenpaß, 2756 m ü. M., mit prachtvoller
Kunststraße,

die das Etchtal mit dem Tale der Abda (Veltlin) verbindet. Diese Straße wurde 1820-25 angelegt, hat eine Länge von 53 Kilometer und führt von Spondinig im Vintschgau über Gomagoi, Trafoi in 48 Windungen, von denen die letzten teilweise durch Galerien gedeckt sind, bis zu der Paßhöhe und von dort in 38 Windungen ins Braugliotal und weiter nach Vormio in deritalienischen Provinz Sondrio. — Ein weiteres Bild zeigt uns noch die Gesamtansicht der Stadt Görz, in deren Nähe bisher größere Kämpfe zwischen österreichisch-ungarischen und italienischen Truppen stattfanden. Görz ist seit 1849 mit Gradisca ein selbständiges Kronland der österreichischen Monarchie, das den Titel „geführte Grafschaft Görz und Gradisca“ führt und mit dem Gebiet von Triest und der Markgrafschaft Istrien ein gemeinsames Verwaltungsgebiet bildet.



Brennende Naphthagruben in Boryslaw, im Vordergrund zerstörte Bohrtürme. (Mit Text.)

Jean Lahovary, ein bekannter rumänischer Staatsmann, der in seinem Vaterlande hohes Ansehen genoß und viele Jahre hindurch großen Einfluß besaß, ist kürzlich plötzlich am Herzschlag verstorben. Er war von 1900 an längere Zeit Minister des Äußeren, ferner Minister des Ackerbaus und der königlichen Domänen und zeitweilig auch Handelsminister. In den letzten Monaten wurde sein Name häufig erwähnt als der des Chefs der sogenannten konservativen Sezession. Vom Exekutivkomitee der konservativen Partei nämlich, dem alle ehemaligen Minister dieser politischen Richtung angehören, war Lahovary als Gegenkandidat gegen den friedensfreundlichen Parteivorisenden Marghiloman ausgerufen, doch fand seine Wahl nicht die Bestätigung des Landestongresses.

Brennende Naphthagruben in Boryslaw, im Vordergrund zerstörte Bohrtürme. Als die Russen das galizische Naphthagebiet am Nordabhang der Karpathen räumen mußten, steckten sie in sinnloser Vernichtungswut die Naphthalager und die Bohrtürme im Gebiet von Boryslaw und Drohobez in Brand. Das dortige Gebiet, das zum Teil schon wieder im Betrieb, hat ein Olfeld von Tausenden von Schächten.

... daß er, sobald ihm seine Freunde von einem ihm unbekanntem Kontakt
... und dessen Worten erzählten, sofort stets die Frage stellte: „Kann er was?“
... Da diese rasche Fragewendung bei Schubert eine Ränbige war, so nannten
... ihn seine Freunde mit Bezug auf diese Angewohnheit: „Canevas.“ H.M.

Gemeinnütziges

Jeder Honig, der in einem Wachs- und Melzapparat ausgelassen wird, kann als minderwertig gelten, weil der Dampf in starker Weise auf ihn einwirkt. Er darf als erstklassiges Produkt nicht auf den Markt gebracht werden.

Starke und großblumige Goldblat und Levkojen für den Frühjahrsflor erhält man durch das Einschmieren der inneren Topfwand mit Mischung beim Einpflanzen.

Fenster laufen nicht an, wenn man sie innen und außen mit einer Mischung bestreicht, welche aus 1 Liter Spiritus und 55 g Glycerin besteht. — Diese Mischung wird mit einem weichen Leder aufgerieben.

Boretsch (Borago officinalis) ist nicht nur ein vorzügliches Küchenkraut, sondern auch eine wertvolle Pflanzepflanze.

Ein Obstbaum darf nicht an einen Platz gesetzt werden, wo jahrelang zuvor ein anderer Baum gestanden hat, am allerwenigsten, wenn nicht durch ergiebigen Düng für eine Aufbesserung des Bodens gesorgt wurde.

Somonym.

Nach oben zu offen Seiten
Zum Fahren und zum Weiten.
Gibst du mir aber andern Sinn,
Nicht ich durch deutsche Gänge hin.
Julius Sala.

Bilderrätsel.



Ergänzungsaufgabe.

A	O	N
O	A	N
	R	E
	R	T
	E	
	I	E
	C	A
T	E	L
E	E	I

Die leeren Felder sind in der Weise mit Buchstaben zu ergänzen, daß die waagerechten Reihen bezeichnen: 1) Französi. Stadt. 2) Weiblicher Vorname. 3) Auszeichnung. 4) Musik. 5) Bild. 6) Fluß in Afrika. 7) Titel. 8) Ober. 9) Prophet. Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben einen norwegischen Schriftsteller.

Richard W. Biele.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Damm, Hamm, Kamm, Lamm.
Des Bilderrätsels: Hohenstein, Infanterie, Namur, Dragoner, Emden, Neget, Befeier, Ulan, Revolver, Granate. — Hindenburg

Allerlei

Im Konzert. „Die Sängerin scheint Ihnen sehr zu gefallen, weil Sie so befriedigt aussehen!“ — „Nein, ich freue mich, daß die Dame angeknüpft hat: Einziger Wiederabend.“

Die kürzeste Depesche. Die kürzeste Depesche, die es jemals gegeben hat, schrieb unstreitig Suwarow. Nach der Einnahme von Praga depechierte er der Kaiserin die drei Worte: „Hurra, Praga! Suwarow!“ — Ebenso kurz machte sie ihn auch zum Feldmarschall, denn sie depechierte ihm als Antwort: „Bravo, Feldmarschall! Katharina.“

Bertl — Schwammerl — Canevas. Der berühmte Komponist Franz Schubert († 1828) war ein beliebter Gesellschafter. Manche fröhliche Stunde verbrachte er im Kreise seiner Freunde mit Russieren, oder in einem der gemütlichen Gartenrestaurants in der Umgebung Wiens beim Heurigen. Manch frohes Scherzwort wurde hier gesprochen, und Schubert erhielt durch seinen Freundeskreis vielfach neue Anregung zu musikalischen Schaffen. Schubert wurde von seinen Freunden kurzweg „Bertl“ genannt, und als er später mehr an Leibessfülle zunahm, nannte man ihn „Schwammerl“. Der Haupttrufname für Schubert im Kreise seiner Getreuen war aber das Wort „Canevas“. Er hatte diesen Namen seiner Angewohnheit zu verdanken,

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.